

BURKHARD STÖCKER, Joachimsthal

Der „König der Wälder“ und die „Krone der Schöpfung“ – zur kulturellen Evolution der Hirsch-Mensch-Beziehung

Schlagworte/key words: Rothirsch, *Cervus elaphus*, Trophäenkult, Wolf, Management, Cervophobie, Cervophilie, Kulturevolution

„Den Hirsch zu jagen, sein Fleisch zu essen und sein Fell zu tragen ist Menschsein von Anfang an“ – in der uralten Zeit, als der Mensch noch selten und nicht sesshaft war gab es gewiss schon direkte Konflikte mit dem Wildtier – aber wohl nur selten indirekte Konflikte um das Wildtier. Je mehr der Mensch dann den Raum der Wildtiere betrat, ihn mit den Wildtieren zu teilen hatte, ihn umgestaltete und eigene unterschiedlichste Interessen entwickelte, desto kontroverser und komplizierter wurden die Bindungen zwischen Mensch und Tier.

Im engsten Kreis der bedeutenden Wildtiere des europäischen Menschen steht hier der Rothirsch: in allen Regionen der Urzeit präsent (Wildbret, Leder und Geweih) und vor allem: nicht wehrhaft und gefährlich wie Ur, Wisent oder Wildschwein!

Der schlichte Grund: der Rothirsch war ursprünglich eine erstklassige Ausstattungsquelle. Die Nutzung des Rothirsches in der Steinzeit ist vergleichbar mit der Nutzung des Wapitis durch die nordamerikanischen Indianer bis in die Neuzeit. Nichts was nicht verwertbar gewesen wäre. Die Liste reicht von Geweihenden für Speerspitzen über die Afterklauen für Rasseln bis hin zu dicken Panzerhemden aus der Nackenhaut männlicher Tiere. Der Rothirsch war der „Tante Emma Laden“ der Steinzeit.

Unsere Vorfahren haben in jener Zeit jedoch so viele Gegenstände und Werkzeuge aus Geweihen hergestellt, dass man jene Zeit auch guten Gewissens „Geweih-“ oder „Hirschzeit“ hätte nennen können. Die Geweihe stammten jedoch in den seltensten Fällen von getöteten Hirschen. Abwurfstangen waren es, die überwiegend für Werkzeuge und Geräte genutzt wurden – der Stangensucher ist also sozusagen ein „Werkzeugfan der Urzeit“ und der „Baumarkt von heute“ also die „Stangensuchkulisserie von damals“?!

Wir wissen um diese Dinge von zahlreichen Funden an alten Siedlungsplätzen, doch wir können auch heute noch einen Blick werfen in die Bücher der Urzeit, weil die Menschen des Paläolithikums uns ihre Bilderhöhlen hinterlassen haben. Fast wie in einem Jagdtagebuch kann man darin lesen. Die Höhlen von Altamira und Lascaux, Niaux und Chauvet stehen an den Anfängen der europäischen Malerei. Hirsche wie „die Große Hirschkuh von Altamira“ die größte Abbildung in der berühmten Höhle stellen nach Pferden und Wisenten die dritthäufigste Motivgruppe. Menschliche Darstellungen sind extrem selten und wenn, dann meist nur als Strichmännchen angedeutet. In Relation zu den Funden an den Siedlungsplätzen sind Pferde und Rinder in vielen Höhlen stärker präsent,



Abb. 1 Die schwimmenden Hirsche von Lascaux – der Rothirsch als Urmotiv kulturellen Schaffens
(Quelle: www.lascaux.culture.fr)

Hirsche dagegen unterrepräsentiert. Was gab daher den Anstoß zu den Malereien? – es wird nicht nur die rein ökonomische Bedeutung der Tiere gewesen sein.

Wir wissen nicht ob die Bilder nun magische Beschwörung des Jagderfolges, Abbitte an bereits getötete Tiere oder nur Selbstdarstellung der Malkunst der Künstler waren. Fest steht, dass die paläolithischen Künstler einen gewaltigen Kosmos geschaffen haben (wie bspw. die schwimmenden Hirsche von Lascaux), in dem der Mensch nur eine unbedeutende Randerscheinung war – er schien damals noch weit entfernt von jenem heutigen, selbsternannten Zentrum seiner Welt. Als Picasso die schwimmenden Hirsche und die Hölle von Lascaux verließ sagte er nur: „Wir haben seitdem nicht Neues gelernt.“

Altertum und Christentum

Im klassischen Altertum war der Hirsch zumeist das Symbol für Feigheit. Achill verhöhnt in der Ilias Agamemnons Feigheit in dem er ihm das „Herz eines Hirsches“ nachsagt. Gestalten des Altertums die mit Hirschen oder Hinden verglichen werden sind allesamt Feiglinge und Versa-

ger (in der Aenais und Odysse) oder unschuldige Opfer (bei Vergil).

Im Christentum wandelt sich das Bild des Hirsches. Eine alte heidnische Vorstellung wurde ins Christentum übernommen: dass das Leben in der Wildnis, in der Gesellschaft wilder Tiere ein Zeichen von Heiligkeit sei. Geschichten von frommen Klausnern und Einsiedlern, die inmitten von Wildnis und Wild lebten, sind so alt wie das Christentum selbst. Und hier spielte der Hirsch, die Nähe des Menschen zum Hirsch die alles überragende Rolle.

In der vorgeschichtlichen Religion Westeuropas erscheint der Herr der Tiere als der geweihtragende Hirschgott, den die Gallier Cernunnos nannten. Sein Bild ist in Skulpturen und Felszeichnungen vom 4. Jahrhundert v. Chr. an erhalten – und zwar von Norditalien bis Skandinavien. Der Hirsch, das Kulttier des Cernunnos und der römischen Herrin der Tiere, Diana, erscheint häufiger als Symbol christlicher Heiliger als jedes andere Tier. Die meisten Heiligen mit diesem Symbol waren Waldeinsiedler. Die Legenden berichten wie wilde Hirsche, angezogen von der Aura der Heiligkeit, sie in der Waldeinsamkeit aufsuchten. Hirsche mit wundersam flammendem Geweih leuchten Ihnen den Weg (Ida), gehetzte Hirsche wenden sich

um Rettung an die Heiligen (*Neot, Chad, Ägidius, Blasius*). Der Heilige *Ägidius*, Schutzpatron der Bettler, wird traditionell mit pfeildurchbohrter Hand dargestellt, die er vor eine gejagte und bei ihm Zuflucht suchende Hirschkuh hält, um sie vor der Verfolgung durch den Gotenkönig *Wamba* zu beschützen.

Erst standen die Hirsche den Heiligen nur bei, suchten ihre Nähe – in der mittelalterlichen Literatur wurde dem Hirsch dann selbst die Aura des Adels zuteil. Diese Erhebung des Hirsches in den Adelsstand ging Hand in Hand mit jenem sich langsam herauschälenden Privileg des Adels alleinig den Hirsch jagen zu dürfen. Jahrhundertlang litten in der Folge die Untertanen unter der rücksichtslosen Jagd der oberen Schichten. Verwüstungen der Felder durch das Wild, Frondienste während der oft wochenlangen Jagden – des einen Freud, des andern Leid – nie vorher oder nachher in der Geschichte Europas lagen Freud und Leid durch Wildtiere so weit auseinander. Auch dies waren mit Gründe für die großen gesellschaftlichen Umwälzungen in Europa, vor allem den Großen Deutschen Bauernkrieg und die Französische Revolution. Der immens wachsende gesellschaftliche Status des Hirsches wirkte so in die Sprache hinein, dass letztendlich mancherorts die Bezeichnung Tier gleichbedeutend war mit Hirsch (Tier = Deer). Der Hirsch wurde zum Tier schlechthin, zur Verkörperung des Tierseins überhaupt.

Am heiligen Ende des Spektrums der damaligen Jagdsymbolik wird der zerwirkte Hirsch zum Abbild des gekreuzigten Christus. Ähnliches kommt in der Hubertuslegende, die übrigens ursprünglich aus Indien stammt, zum Ausdruck: *Hubertus* begegnet einem Hirsch mit dem Symbol des Herrn im Geweih – womit der Hirsch ihm zur Erscheinung Christi wird.

Vielleicht wurzelt auch in jener „Aura der Heiligkeit“ unsere Affinität und Faszination zum Wildtier: das wir uns durch die Annäherung an sie, auch für uns eine Läuterung versprechen, Tiefe der Erkenntnis und Reinheit der Seele? Wie die einstigen Einsiedler, Eremiten und Klausner?

Vielleicht sind all die Spielarten unserer heutigen Annäherung ans Wild als Jäger, Künstler, Biologe, Fotograf, Maler oder auch nur als schlichter Spaziergänger oder Wildfreund nichts weiter als die Sehnsucht nach einer sol-



Abb. 2 Schweiß am Äser eines Rothirsches. „Und ists nicht auch gar jener rote Faden, der sich vom Wild zu uns, von uns zum Wilde spinnt und uns verbindet?“ (Bild und Text B. Stöcker)

chen Begegnung. Wir werden, wenn auch weder heilig noch seelig gesprochen, so aber doch gewiss beseelt und in einer eigenen Weise auch geheilt allein durch die imaginäre Anwesenheit des Wildes beim Waldspaziergang, durch Fährten und Spuren, durch seine Laute, durch den noch so flüchtigsten Anblick. Und vielleicht sogar durch die so intime Nähe im Tod des Wildes, das uns in der Jagd zur Beute wir. Denn das Fleisch des Hirsches wird unser Fleisch und seine Haut wird unsere zweite Haut – „und ists nicht auch gar jener „rote Faden“ der sich vom Wild zu uns, von uns zum Wilde spinnt und uns verbindet?“ Ein gewagter Gedanke, fürwahr. Die Begegnung mit Wild wird zur Wildnis in uns, wird zur Urreise, ein wenig wie zurück ins Paradies? Hölderlin lässt *Hyperion* sagen „*Der Mensch kanns nicht verleugnen, dass er einst glücklich war, wie die Hirsche des Forsts und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt wo jeder die Erde durchstreifte wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? Den Menschen zahm gemacht und noch statt Mauern und totem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihm umfing*“ – Wild, Welt, Wert, Wort – Wort, Wert, Welt, Wild – allein die semantische Nähe jenes Reigens an Kernbegriffen weist auf die große Bedeutung des Wildes hin!

Der Kult um das schwergewichtige Geweih und die Leichtigkeit

Fast jahrhundertlang hat der Jäger über die Hochstilisierung und Überbetonung der Trophäe daran gearbeitet, dass Jagd als Zierde, als Luxustätigkeit, als pompöses Tamtam wahrgenommen wurde – wie wir gesehen haben schon früher eine gute Voraussetzung für Revolutionen, gesellschaftliche Umwälzungen, für eine schlichte Abschaffung durch das Volk. Heute ist es der Nährboden für den Jagdgegner und für alternative Jäger, die das ganze gerne wieder etwas bodenständiger hätten. Wen wundert es, dass eine auf die Trophäe fixierte Jagd mit der Zeit knöchern wird, ja verkalkt.

Die ehrfürchtige Ernsthaftigkeit und huldvolle Demut des Homo Weidmannicus gegenüber der cerviden Kopfzier hat ihren wohlfeilen Anteil an der ganzen, großen, gesellschaftlichen Abneigung gegen die Jagd – ja selbst gegen die Tiere, die Gegenstand jener Jagd sind ...

Aber was ist dies denn ureigentlich: Trophäenkult, Geweihkult, Knochenkult? Heutzutage verbinden wir damit ja nur den engstirnigen Fokus auf die Knochenzier, die alles andere auszublenzen vermag.

Der von einer praktischen Nutzung jedoch völlig freie Trophäenkult der Jagd weist zuerst einmal über die einfache Sachlichkeit der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse (Essen, Trinken, Kleidung, Werkzeuge) hinaus. Und indem er über die Befriedigung eigentlicher z. T. auch animalischer Grundbedürfnisse hinausgeht, wird er zuerst einmal zutiefst menschlich. Er wird im eigentlichen Sinne Kultur. Ureigenst gespeist wurde der Kult um die Trophäe ja aus der überragenden Bedeutung des Geweihes in der Werkzeug- und Gegenstandskultur der Stein- oder wie wir sagten auch Geweih- oder Hirschzeit. Fast vierzig verschiedene wesentliche Gebrauchsgegenstände waren bekannt, viele Werkzeuge bestanden entweder aus Geweih (Knochen) oder Werkzeuge wurden mit Hilfe des Geweihs erst geschaffen.

Der heutige Kult um das Geweih hat sich völlig abgekoppelt von der Urmotivation des Jagens, jener vielschichtigen Versorgung von Sippe und Familie. Kein praktischer Wert ist mehr da – nur noch Götzenbild am Altar der heimischen Wohnzimmerwand! Die vorläufige

Geweihekultkulmination war der Pseudoweltrekordhirsch „Burlei“, der im Gatter geboren und aufgezogen, in einem anderen Gatter weitergemästet, narkotisiert ins östliche Ausland verfrachtet, und dort vor die Büchse beordert wurde. Jene heutigen, oft so absonderlichen und uns zumeist abstoßenden Blüten der Trophäenjagd sind kaum verständlich und kaum entschuldigbar, aber sie wurzeln auch ganz, ganz tief in der ureigenen überragenden Verwendung des Geweihes als Werkzeug und Alltagsgegenstand, als überlebenswichtig in grauer Vorzeit. Dies entschuldigt seine z. T. zuweilen perversen Formen nicht, aber es erklärt sie ein wenig. Wir brauchen für die Trophäe eine neue jagdliche Leichtigkeit, Spielerisches und Unbefangenes im Umgang mit ihr. Sie muss weg vom festgefahrenen, erstarrten Symbol sakralen Weidmannstums, bspw. würde ich bei Rothirschen in der Vorweihnachtszeit eine Verwendung als „Adventskal-Ender“ empfehlen – dies müssen nicht zwangsläufig 24 Ender sein. Vielleicht bekommen wir es so oder auch ganz anders hin, dass die Trophäe wieder einen neuen Wert findet.

An der bizarren Außenwirkung krankt eine halbe Jägerschaft und es entzündet sich an ihm die Wut einer Gesellschaft – und doch kann die Trophäe dem einzelnen Jäger so viel Wert sein. Freud und Leid auch hier ...

Den direkten Widerpart zum konventionellen Trophäenjäger finden wir heute im intensiven Schalenwildjäger dessen Trophäe aber der unverbissene und ungeschälte, vom Wilde jungfräulich belassene Wald ist. In diesem von Intensivstjagd begleiteten forstlichen Verjüngungsrationalismus scheint sich manchmal jedoch die emotionale Bindung zum Wildtier langsam aufzulösen – so wie sich beim reinen Trophäenjäger in der ausschließlichen Fixierung auf den Kopfschmuck der Blick und die emotionale Bindung zum Lebensraum häufig schon weitgehend aufgelöst hat.

Der Hirsch als Biedermann – und sein Niedergang

In der Mitte des letzten Jahrhunderts war die biedere Hirschwelt noch nahezu perfekt. Man thronte unter dem röhrenden Wandschinken –

es war die Zeit vor der Studentenrevolte 1968 – „Und unter den Talaren der Muff von tausend Jahren – und unter den Cerviden?“ und sah den Hirsch dann stolz durchs silberwaldige TV ziehen.

Im vergangenen Jahr gab es die sehr feine Ausstellung „Die Deutschen und der Wald“, die auch jene Epoche ausreichend würdigte – und einen Hirsch gleich vordergründig auf dem Ausstellungskatalog postierte. Sie gehören also zusammen, der Wald und der Hirsch (Steppen-tier hin und her) – zumindest im Verständnis der Deutschen – und der Ausstellungsmacher. Wenige Wochen nach der Ausstellung entdeckte ich (natürlich bei einer Milieustudie!) in einem linken Club in Berlin diesen Aufkleber.



Abb. 3 „Gegen die Heimat“ – Aufkleber aus der linken Szene – der Rothirsch hier offenbar als Symbol eines verhassten rechtsideologischen Heimatbegriffes?

Der Wald ist den Deutschen unzweifelhaft Heimat und zum Wald gehört der Hirsch – somit ist wohl auch der Hirsch – Heimat? Zumindest behauptet dies der Aufkleber in Form seiner Antithese.

Wir haben mit dem Heimatbegriff aus unserer Blut- und Boden-Historie große Probleme. Es wäre aber schon mal eine kleine Studie wert, was ein Hirsch so an Heimatidentifikation zu stiften im Stande war und ist. Horst Stern hat einmal gesagt „allein das Vorkommen eines einzigen Bären kann den Geschmack einer ganzen Landschaft ausmachen“ – weshalb sollte dies nicht auch für einen Pflanzenfresser gelten.

Und dann kam 1971 Horst Stern und fegte mit seinem Fernsehfilm „Bemerkungen über den Rothirsch“ (gewiss auch noch frisch beflügelt durch die 68er!) den Muff der hirscheinen Silberwaldidylle hinweg. Damit war er Initiator und Mitbegründer eines neuen Trends: hin zum Wald und weg von kopfstarken Schalenwildpopulationen. Doch das Kind wurde leider mit dem Bade ausgeschüttet: die alte „Kielwassertheorie“ der Forstwirtschaft, dass eine ordnungsgemäße Bewirtschaftung des Waldes alle anderen Aufgaben bestens mit erfüllt, hatte kaum ihre Gültigkeit verloren, da war schon eine neue geboren: dass möglichst geringe Wilddichten sämtlichen Zielen im Wald vor allem aber auch all jenen ökologischen in jedem Fall dienlich seien. Diese These, dass nur unverbissener, ungeschälter und ungefegter Wald ein guter Wald sei blieb danach jahrzehntlang praktisch unwiderrprochen. Die Naturnähe oder den ökologischen Wert eines Waldes an unverbissenen Verjüngungen und ungeschälten Jungbaummeeren abzulesen wurde von einer naturgemäßen Forstklientel so geschickt vortragen, dass der Naturschutz über viele Jahre leider überwiegend auch in jenes Horn geblasen hat.

Wild und Wald bedarf jedoch aus Naturschutzsicht einer gänzlich anderen, ja viel differenzierteren Betrachtung als dies die Blickwinkel von Forst oder Jagd zulassen. Hier stehen wir aber erst am Anfang ...

Jahrzehntlang hat die Wildbiologie zu Futter, Geweihaufbau und Wildäckern geforscht und viel gefunden, danach wurde jahrzehntlang zum Verbeißen, Schälen, Fegen und Schlagen geforscht und nun wissen wir auch da ganz gut Bescheid – jahrzehntlang der Tunnelblick aufs Geweih – jahrzehntlang der Tunnelblick aufs Maul ...

Und nun forschen wir seit ganz kurzer Zeit über die ökologischen Auswirkungen von freilebenden Huftieren auf Ökosysteme und schwupp – sind Erkenntnisse da, die überraschen: der Rothirsch und andere Huftiere haben eine Rolle die über Verbeißen, Schälen, Fegen und Schlagen weit hinausgeht. Er verbreitet hunderte von Pflanzenarten über viele Kilometer über Fell, Hufe und durch die Losung, er sorgt für die Offenhaltung von Mooren und schafft damit Raum für Wasservögel oder auch den großen

grauen Kranich und, und, und. Dies sind inzwischen ökologische Fakten die jeder, der mit dem großen Hirsch zu tun hat, zur Kenntnis nehmen darf – das Röhren des Bioingenieurs Rothirsch findet jedoch im Dauerfeuer aufgeklärter, moderner und wilder Schalenwildjäger nur wenig Gehör, während der durch Rotwildmengen verwöhnte Schalenwildheger begeistert nickt – man kann sich denjenigen, der Beifall klatscht, nicht immer aussuchen ...

Verbissenes und Unverbissenes – Verbissenheit und Unverbissenheit

Solange es Heger und Rotwildzüchter gibt, die unverbissen Verbissenes tolerieren – und solange es Totschießer und Schalenwilddezimierer gibt, die verbissen an der Unverbissenheit des Waldes arbeiten – solange ein solches Mosaik von Wald/Wildbehandlung auf europäischen Wäldern liegt, ja wenn es gar im Sinne einer anthropogenen zeitlich/räumlichen Dynamik zu einem Mosaik-Zyklus-Konzept der Wald/Wildbehandlung wird – ist mir weder für die Waldwildwelt noch für die Wildwaldwelt ernsthaft bange.

Ein in Raum und Zeit variantenreich wechselnder Zyklus aus Hegern und Killern die den mitteleuropäischen Wald prägen, ist vielleicht ein typisch menschliches, variantenreiches Management? Wen wundert es auch ernsthaft, dass eine so weitreichende Fähigkeiten und Anschauungen besitzende Spezies wie der Mensch auch zur Wald/Wildbehandlung selbstverständlich sein weites Spektrum an Möglichkeiten auch ausschöpft.

Diese Erkenntnis lässt sowohl die Schreckenszenarien der Oberheger „Wir haben bald kein Wild mehr“ als auch jene der Oberwälder: „Der Wald wird allerorten zusammengefressen“ etwas verblassen. Beide sollen ihre Berechtigung haben. Etwas mehr Gelassenheit (nicht Gleichgültigkeit!) ist also durchaus angebracht. Ernsthaft bange wäre mir nur, wenn eine der Fraktionen sich zur totalitären Alleinherrschaft aufschwingen würde ...

Kennen Sie Reviere, wo es zu wenig Rotwild gibt – die Republik ist voll davon. Kennen Sie Reviere wo es zuviel Rotwild gibt, oh ja auch davon gibt es einige – und Reviere in denen

es einen Schleier von Rotwild gibt, haben wir auch!

Allein jene erste gänzlich rotwildfreie Kategorie ist die einzige, die mir wirklich entbehrlich scheint ...

Cervofutura – Rückkehr von Rothirsch und Wolf – Hand in Hand?

Wir wissen viel über den Rothirsch: wovon er sich ernährt, wo er sich gerne aufhält, wie er liebt und auch das er eine Rolle im Ökosystem spielt, beginnen wir langsam und leise zu ahnen.

Und wenn wir ihn ließen, würde er sich gerne wieder in vielen anderen Teilen unseres Landes niederlassen – gefallen würde es ihm fast überall. Nur würde es vielen von uns weniger gefallen, wenn es ihm vielerorts wieder gefiele. Doch was müssen wir tun, um ihm in weiten Teilen unseres Landes wieder eine Heimstatt bieten zu können?

Welche Hebel setzen wir in Bewegung, um ihm in Zukunft zumindest in den zahllosen rotwildgeeigneten aber rotwildfreien Wäldern unseres Landes Heimatrecht zu geben? Wir müssen dorthin schauen, wo es ihn schon gibt und vor allem dorthin wo es mit ihm auch klappt. Dort sind die Keimzellen gesellschaftlicher Akzeptanz für den Rothirsch.

Vielleicht sind der Schönbuch und der Südschwarzwald dafür in diesem Land schon schöne Beispiele. Und mit jenen örtlichen Erfahrungen und von dort aus wird eine Rückkehr des Rothirsches in andere Regionen möglich sein. Von den gelungenen Akzeptanzräumen aus wird Rotwildausbreitung im übertragenen wie im praktischen Sinne gelingen.

Ich bin ziemlich fest davon überzeugt, dass nach einer akribischen Überprüfung der geltenden europäischen und deutschen Rechtslage ein heutiges Ausrottungsgebot in rotwildfreien Gebieten schlichtweg rechtswidrig ist. Doch selbst wenn die Etablierung der rein juristischen Freiheit für den Rothirsch wieder großflächig gelingen sollte – dann fängt die eigentliche Arbeit erst an.

Gute Rahmenbedingungen in den neu zu besiedelnden Rotwildregionen zu schaffen ist eine Mammutaufgabe. Hier wären regionale

Fördervereine sinnvoll in denen wesentliche Akteure über die Wege der Reetablierung von Rothirschbeständen nachdenken sollten. Die größte Hürde dürfte die Sorge der Landnutzer über ausufernde Rotwildbestände sein ...

Die treibende Kraft einer Wiederausbreitung des Rothirsches müsste naturgemäß der Naturschutz sein. Der Naturschutz wagt sich aber kaum in den Rotwildring, in dem nach wie vor meist Jäger und Forstleute boxen. Weshalb kümmert sich der Naturschutz praktisch kaum um den größten heimischen Säuger? – nur weil er aufgrund der ausgeprägten Hirschpräsenz der Jäger und der Verankerung der Art im Jagdrecht hier keinen Alleinvertretungsanspruch hat? Bleibt daher Verantwortung fast gänzlich aus? Beim gerade heimkehrenden größten Raubsäuger, dem Wolf, ist das völlig anders – ja erhebt der Naturschutz hier nicht fast allein den Anspruch auf Zuständigkeit? Aber dem Wolf zu huldigen und seine primäre Beute kaum eines Blickes zu würdigen – nicht nur unlogisch sondern auch noch unökologisch. Hier bestände ein sinniger, enger Zusammenhang und eine großartige Perspektive für eine winwin Situation! Einer der zahlreichen aktuellen, deutschen „Wolfsexperten“ erklärte in einer der zahlreichen Schriften wider die wolfssturen Jäger: „Wölfe haben im Jagdrecht auch nichts zu suchen, weil man Wölfe schließlich auch nicht hegen könne.“

Ob er ins Jagdrecht soll, sei dahingestellt, aber man könne ihn nicht hegen – Soso? Weit, weit gefehlt. Die Reetablierung des Rothirsches in weiten Teilen seines ehemaligen heimischen Verbreitungsgebietes wäre wohl die sinnigste Hegemaßnahme, die man sich zum Wohle des Wolfes denken kann. Überall im großen Verbreitungsgebiet des grauen Wildhundes stellen große Hirscharten, soweit sie vorkommen, die bevorzugte Beute. Dies ist keine Voraussetzung für die Rückkehr und Etablierung des Wolfes, aber es würde ihm gewiss unter die samtigen Pfoten und Läufe greifen. Vielleicht kirren wir den Wolf mit dem Rothirsch und dann den Naturschutz mit dem Wolf und gewinnen somit den Naturschutz über den Wolf für den Rothirsch?

Gewiss folgen Sie mir gerade problemlos ... – der gesamte Themenkreis ist aber noch viel reicher an interessanten Noten: der Ökojäger heißt

den Wolf rhetorisch, theoretisch willkommen, zehntet durch Intensivjagd jedoch in seinem Einflussbereich praktisch dessen Beute – der konventionelle Heger steht der Rückkehr zuweilen eher skeptisch gegenüber, bietet jedoch durch zurückhaltende Schalenwildjagd dem Wolf praktisch gute Nahrungsgründe. Hier verbündet sich jedoch der wolfophile Naturschutz wieder mit den Ökojägern – zum rhetorisch, theoretischen Wohl und zum praktisch, faktischen Unwohl des Wolfes?

Aber wir kommen fast vom Thema ab. Aber nur fast, weil wir nämlich gerade mitten drin sind, im verworrenen und zuweilen unübersichtlichen Spiel zwischen Mensch und Wildtier, Freud und Leid ...

Der Zauber der Begegnung – Cervophobie und Cervophilie

Das sind die zehn heiligen Tage
Durchleb Sie mit Andacht Kind
In denen Septembersonne
Altweiberfäden spinn
Gott nah unter rauschenden Wipfeln
Kind lausche des Schöpfers Lied
Wenn durch duftge Septemberheide
Waldkönig die Fährte zieht

Graf Garnier von Turawa

Es soll aber auch Zeitgenossen geben, die für den Zauber einer solchen Begegnung, für die Anmut und Ästhetik freilebenden Rotwildes recht unempfindlich sind. Folgende unter dem Sammelbegriff der „Cervophobie“ laufende Krankheitsbilder sind bekannt:

1. Hirschblindheit
2. Hirschaubheit
3. Trophäenmigräne
4. Verbiss-, Schäl- und Fegeallergie

Alle vier Spielarten der Cervophobie verlangen selbstverständlich unterschiedlichste Therapieansätze. Wir kennen von allen Krankheiten variierende Verlaufsformen (jedoch bislang glücklicherweise keine chronischen!). Näher darauf einzugehen würde natürlich den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Nur kurz erwähnt werden soll, dass intensive Schalenwildjäger moderner Prägung selbst homöopathische Therapieansätze

gegen Cervophobie bislang kategorisch ablehnen, während der Iodentragende, traditionsbewusste Trophäenhäger eher resistent zu sein scheint. Selbstverständlich gibt es ebenso zahlreiche Krankheitsbilder der „Cervophilie“.

Ein von der Cervophilie in einer besonders schweren Verlaufsform befallener – bei dem sämtliche Therapieansätze jedoch gewiss zu spät kommen – wünscht ihnen allen ganz viele Begegnungen mit wilden Hirschen und anderem Getier und das ihnen aus diesen beseeligen Begegnungen immer wieder die Kraft erwachse, die Begeisterung für Wildtiere auch in die Welt zu tragen.

Zusammenfassung

Es wird ein Bogen geschlagen von den Anfängen der Hirsch/Mensch Beziehung bis in die Jetztzeit. Als Europa noch von Jägern und Sammlern bevölkert wurde war der Hirsch eine der bedeutendsten Ausstattungsquellen – er war der „Tante Emma Laden der Steinzeit“. Er stand an den Anfängen der europäischen Malerei, repräsentiert in den Bilderhöhlen Südeuropas und er war in allen Epochen eines der bedeutendsten mystischen Tiere Europas.

Diese vielschichtige historische Bedeutung wirkt bis in die Jetztzeit und führt zu einer Reihe von Problemen bspw. der oft aus dem Ruder laufenden Überbewertung des Geweihes und der in diesem Zusammenhang seit Jahrzehnten ja Jahrhunderten schwelenden Wald/Wild Problematik. Es werden ein paar Denkanstöße zur Entschärfung „verhärteter Fronten“ gegeben.

Summary

Red deer and cultural evolution

It draws a line from the beginnings of the Human/deer relationship to the present time. At a time when hunters and food-gatherers still populated Europe the deer was an important source for sustenance – it was practically the „corner shop“ of the stone age. The deer stood at the early stages of European paintings – as seen in the painted caves of South Europe- and was one of Europe’s most important mystic animals throughout all eras.

This complex historical importance has had an effect to the present time and has lead to numerous problems. One example is the overvaluation of the antlers that very often gets out of hand and in that context the latent woodland and deer problems which have been going on for decades, even centuries. This article gives food for thoughts to soften „hardened fronts“.

Anschrift des Verfassers:

Dipl.-Forstwirt BURKHARD STÖCKER
Forst Joachimsthal 7
D-16247 Joachimsthal
E-Mail: Burkhard.Stoecker@t-online.de

Der Autor freut sich ausdrücklich über Eindrücke, Ergänzungen, Kommentare und Kritik.